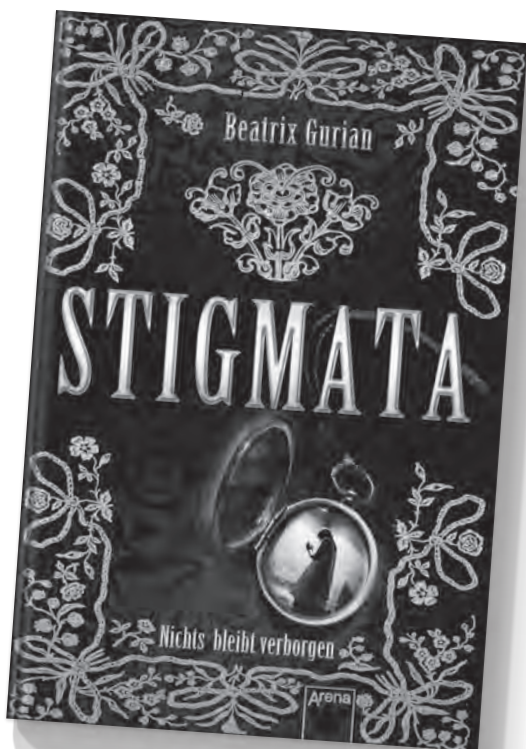


*Beatrix Gurian*

# Stigmata

*Nichts bleibt verborgen*



384 Seiten

Format 13,5 × 20,5 cm

Gebunden mit Schutzumschlag

Mit zweifarbigen Druck

Mit 14 Fotos von Erol Gurian

ISBN 978-3-401-06999-9

Ein unvergleichliches Leseerlebnis: packende Psychospannung von Thrillermeisterin Beatrix Gurian, gepaart mit meisterhaften, stimmungsvollen Fotografien von Erol Gurian.

Der nachfolgende Buchauszug  
wird in diesem „Lesezeichen“  
in Schwarz-Weiß wiedergegeben.

*Die Schatten der Vergangenheit, sie holen dich ein.  
Immer.*

*Nach dem rätselhaften Unfalltod ihrer Mutter ist Emma vor Trauer wie erstarrt. Bis zu dem Tag, an dem sie einen anonymen Brief erhält mit der Aufforderung: Finde die Mörder Deiner Mutter! Doch warum hätte jemand Emmas sanfte Mutter umbringen sollen? Die Spur führt Emma zu einem Elite-Jugendcamp in einem düsteren Schloss in den Bergen. Dort stößt sie auf unheimliche Fotografien, die mit der Vergangenheit ihrer Mutter in Zusammenhang stehen müssen. Gleichzeitig häufen sich die mysteriösen Zwischenfälle unter den Jugendlichen des Camps. Jemand spielt ein böses Spiel mit Emma. Kann sie die Zeichen richtig deuten – und ihr eigenes Leben retten?*

*[www.stigmata-buch.de](http://www.stigmata-buch.de)*

# 1. Kapitel



 **E**s ist so still hier. Die

Blätter der gewaltigen Buchen hängen schlapp an den Bäumen, weder zwitschert ein Vogel, noch summt auch nur eine einzige Mücke in der Hitze. Nur mein unnatürlich lautes Keuchen ist zu hören, während ich so schnell wie möglich über den mit Steinen und Wurzeln durchsetzten Waldboden bergaufwärts laufe. Kein Schmetterling ist zu sehen, keine Blume, nicht mal ein Käfer, nur Erde.

Ich hasse Sport und ich hasse die Berge. Aber am meisten hasse ich mich selbst und das, was passiert ist, und genau deshalb muss ich das hier tun.

Hoch, immer weiter hoch, bis hinauf zum Jagdschloss, wo ich hoffentlich Antworten finden werde. Ständig habe ich das Gefühl, jemand würde mir folgen, aber jedes Mal, wenn ich mich umdrehe, ist da niemand und jetzt, als ich aus dem Wald hinaustrete und auf ein steiniges Geröllfeld sehe, gibt es auch nichts, wohinter man sich verbergen könnte.

Hirngespinnste also, nichts als Einbildungen, und vor denen muss ich mich hüten, wenn ich wirklich etwas herausfinden will.

Ich beiße die Zähne zusammen, ignoriere den Rucksack, der mit jedem Kilometer schwerer auf meinem schweißnassen Rücken lastet, ich ignoriere die Blasen, die sich an meinen Füßen gebildet haben, und ganz sicher ignoriere ich den inneren Schweinehund, der mich ständig in Versuchung führen will, auszuruhen, in das dunkle Tal hinunterzustarren und loszuheulen. Ich habe genug geweint, nun muss ich wissen, was hier gespielt wird.

Stunde um Stunde kämpfe ich mich bergauf und dann wieder bergab durch eine Schlucht hindurch und von Neuem hoch zu meinem Ziel. Nur selten bietet ein Waldstück Schatten, meist laufe ich durch Geröllwüsten, bis ich endlich den Gipfel vor mir sehe. Der Weg mündet in einem schmalen Felsengrat, der von Überhängen und Steinbrocken gesäumt ist. Zu meiner Rechten geht es steil bergab.

Die Sonne steht schon tief und bringt die graublauen Adern in den Felsen zum Leuchten. Ich bleibe für einen Moment stehen, um kurz durchzuatmen.

In diesem Moment sehe ich das erste lebendige Wesen, seit ich vom Tal aufgebrochen bin. Ein Adler kreist über dem Abgrund und setzt zu einem Sturzflug an.

Gleich darauf kracht es plötzlich über mir. Ich springe instinktiv nach links und kann mich gerade noch vor den Steinen in Sicherheit bringen, die von der Felskante über mir herunterprasseln.

Fassungslos beobachte ich, wie einige der dicken Brocken tief ins Tal hinabstürzen. Mein Herz rast. Ich laufe los, suche Schutz unter dem nächsten großen Felsüberhang und spähe nach oben, um zu sehen, wodurch der

Steinschlag ausgelöst wurde. Ein Steinbock vielleicht oder ein Gämse? Aber da ist kein Tier in Sicht und auch kein Mensch. Nur wieder diese Stille, durch die der Adler segelt. Seine Beute zappelt im Schnabel.

Ist vorhin doch jemand hinter mir auf dem Weg gewesen? Aber selbst wenn es einen Verfolger gegeben hätte, er hätte mich überholen müssen, um den Steinschlag auszulösen, oder? Soweit ich weiß, gibt es nur diesen Weg über den Felsgrat, um in das nächste Tal zu gelangen, wo sich das Jagdschloss befindet.

Nicoletta hat mir geraten, meine Augen offen zu halten und immer aufmerksam zu bleiben, weil das Gelände unübersichtlich und an einigen exponierten Stellen auch gefährlich sei. Aber was, wenn der Steinschlag tatsächlich kein Zufall ist? Wenn mich jemand daran hindern will herauszufinden, was passiert ist? Dann wäre das ein Beweis dafür, dass ich auf dem richtigen Weg bin.

Ich straffe meine schmerzenden Schultern. Kein Steinschlag der Welt wird mich daran hindern, das durchzuziehen. Ich habe unterschrieben und ich werde nicht aufgeben, niemals.

Das bin ich ihr schuldig.

## 2. Kapitel Sechs Wochen zuvor



**A**lles hatte damit begon-

nen, dass ich meine wirklich sanfte Mutter mit bohrenden Fragen und gebrüllten Beschuldigungen so wütend gemacht hatte, dass sie aus dem Haus gerannt und ein paar Stunden später in den Tod gerast war. Das dachte ich jedenfalls, bis es zwei Wochen nach ihrem Unfall an der Tür klingelte.

Ich erwartete niemanden und wollte auch nicht aufmachen, denn seit dem Unfall verbrachte ich meine Tage im Bett. Ich wollte keinen sehen und schon gar nicht mit jemandem reden. Es war nicht mein Bett, in dem ich lag, sondern ihres, in dem winzigen Zimmer, das sie freiwillig bewohnt hatte.

Eigentlich handelte es sich nur um eine Abstellkammer, aber sie schlief darin, damit wir ein gemeinsames Wohnzimmer und ich ein eigenes Zimmer haben konnten. Das größte Zimmer. Sie behauptete, sie würde enge Räume lieben, und außerdem könnte sie das Zimmer so problemlos in immer wieder neuen Farben streichen. Mit der Zeit war mir klar geworden, dass sie immer genau dann damit an-

hing, wenn sie sich über etwas aufgeregt hatte, aber nicht darüber sprechen wollte. Und sie sprach nie mit mir über den Ärger, den sie in der Arbeit oder mit sonst wem gehabt hatte. Sie wollte mich nicht damit belasten.

Am Tag vor ihrem Unfall war sie gerade damit fertig geworden, das Zimmer minzgrün zu streichen. Sogar über ihre Farbwahl hatten wir gestritten. Oder vielmehr hatte ich gestritten, sie schwieg größtenteils. Dieses halbherzige Minzgrün war für mich ein Ausdruck ihrer Feigheit. Nie stellte sie sich auf die Hinterbeine, nie diskutierte sie mit ihrer Chefin in der Klinik oder kämpfte darum, eine größere Wohnung zu bekommen, nein, sie arrangierte sich mit jedem Mist. Sie hätte ihr Zimmer nie in einer Farbe gestrichen, die ein Statement darstellte: Feuerwehrrot oder Sonnenorange, Ozeanblau oder Moosgrün.

Wenn ich heute daran zurückdenke, schäme ich mich in Grund und Boden, vor allem weil ich mich seit ihrem Unfall nur noch in ihrer Kammer sicher fühlte. Tagelang lag ich auf ihrem Bett, eng umschlossen von den Wänden in Minzgrün, das auf ewig die Farbe meiner Mutter sein würde, und inhalierte den Geruch der Bettwäsche, die immer noch leicht nach ihr duftete: nach einer Mischung aus Mandarine und Hautcreme, die sie nach jeder Schicht als Krankenschwester in ihre ausgetrockneten Hände einmassierte.

Als es an jenem Tag, vierzehn Tage nach dem Tod meiner Mutter, klingelte, wollte ich erst gar nicht aufmachen. Der Vormund, den Mam für mich bestimmt hatte, ein komischer Vogel namens Dr. Grünbein, hatte einen Schlüs-

sel, und Lisa, meine allerbeste Freundin, hätte vorher angerufen.

Aber das Klingeln ging weiter und weiter. Für einen Klingelstreich wohnten wir nicht in der richtigen Gegend, also war das alte Ding höchstwahrscheinlich kaputt, so wie der Aufzug und die Treppenhausbeleuchtung. Ich ignorierte es eine Weile, auch wenn das Schrillen meinen Kopf massakrierte. Es kam mir nur gerecht vor, ich hatte nichts anderes verdient. Nur meinetwegen war sie in den Tod gerast!

Endlich hörte das Klingeln auf, aber dafür hämmerte jemand an die Wohnungstür und schließlich brüllte Frau Schmitt, die Hausmeisterin, durch den Briefschlitz in der Wohnungstür, dass sie sich Sorgen um mich mache und hier ein Päckchen auf der Matte läge. Frau Schmitt war zäh, sie würde erst dann weggehen, wenn ich aufgemacht hatte. Ich quälte mich zur Tür, öffnete sie aber nur einen Spalt und nahm ihr das Päckchen ab. Sie sollte nicht sehen oder riechen, dass ich seit zwei Wochen weder geduscht noch Kleider gewechselt hatte.

Sie hatte mir auch noch eine Tupperdose mit Blaubeermuffins mitgebracht. Ich nahm sie entgegen, um sie nicht zu kränken. Aber ich wusste, dass ich sie wahrscheinlich eher an die Vögel verfüttern würde, als sie selbst zu essen. Denn erstens hatte ich keinen Kuchen verdient und zweitens würde mir nur übel davon werden, wie von allem, was ich seit Mams Unfall versucht hatte zu essen.

Ich bedankte mich bei Frau Schmitt, murmelte etwas von einer Erkältung, schloss die Tür, lehnte mich von in-



nen dagegen und rutschte mit dem Rücken an der Tür auf den Boden. So blieb ich sitzen, rechts von mir die Muffins, links das kleine Postpaket, das ordentlich in altmodisches Packpapier eingewickelt war und das ich nicht weiter beachtete. Stattdessen starrte ich auf das düstere Schwarz-Weiß-Foto an der Wand gegenüber der Tür, vor dem ich als Kind immer solche Angst gehabt hatte, obwohl es völlig harmlos war. Natürlich hatte ich mir nie die Mühe gemacht, meine Mutter zu fragen, warum sie das Bild so gern hatte.

Schließlich schloss ich die Augen, weil ich es nicht aushielt, dieses alte Karussellfoto anzuschauen und mit meinem grandiosen Desinteresse konfrontiert zu werden.

Keine Ahnung, wie lange ich so saß, unfähig, mich zu rühren, als wären meine Muskeln gelähmt und mein Blut verdunstet. Ich war nur noch ein atmender Haufen von Haut und Knochen, und das war auch gut so. Meine Zeit war zusammen mit ihrer abgelaufen.

Warum hatte ich sie auch so angebrüllt, warum hatte ich ihre Fürsorge mit Füßen getreten, warum war ich so ungeduldig mit ihrer alles verzeihenden Sanftmut, warum nur, warum?

Niemand würde je wieder den übelsten Morgenmuffel aller Zeiten mit einem Kaffee und mit einem Lächeln besänftigen, niemand würde mich in den Arm nehmen und sagen, *doch, Emma, du bist hübsch, doch, Emma, wirklich! Und wenn der Typ dich nicht zu schätzen weiß, dann hat er dich nicht verdient.* Niemand würde mich ausschimpfen, weil ich Pizza auf dem weißen Sofa vor dem Fernseher

aß, niemand würde meine Zigaretten im Klo runterspülen und niemand würde bei irgendeiner lächerlichen Sache sagen: *Emma, das hast du gut gemacht*, und mich dann in den Arm nehmen. Denn ich hatte keine anderen Verwandten, es gab nur uns beide. Und so jemanden wie meine Mutter gab es sowieso nicht.

Irgendwann wachte ich an der Haustür wieder auf, weil mir so kalt war. Steif vom Sitzen nahm ich das kleine Päckchen und die Muffins und stolperte in die Küche, wo ich alles auf dem alten Resopaltisch ablegte und einen Schluck Wasser aus dem Hahn trank.

Ich rieb mir die Augen und betrachtete das Päckchen. Es war an mich adressiert, allerdings kannte ich die Handschrift nicht. Ich wusste nicht, wovor ich mehr Angst hatte. Vor noch einer gut gemeinten Beileidsbekundung, von denen so viele nach ihrem Unfall an mich geschickt worden waren? Vor weiteren Unterlagen von Mam, die ich nach dem Unfall mit Dr. Grünbein durchgehen musste? So oder so fühlte ich mich dem nicht gewachsen.

Trotzdem riss ich schließlich das Packpapier auf. Etwas Längliches graublau Gepolstertes kam zum Vorschein.

Ein altes Fotoalbum.

Zum ersten Mal seit Mams Unfall erwachte ich aus meinem starren Schattendasein. Wer schickte mir so etwas? Ich hatte keine Verwandten außer Mam, deshalb hatte sie gleich nach meiner Geburt Dr. Grünbein zu meinem Vormund bestimmt, nur für den Fall, dass ihr etwas zustoßen könnte. Vielleicht war das Album von einer alten Freundin, die es mir als Trost geschickt hatte? Aber wel-

che Freundin sollte das sein? Die meisten Beileidsschreiben waren von ehemaligen Patienten und Menschen gekommen, denen sie so zahlreich aus der Patsche geholfen hatte. Außerdem hatten Mams Kollegen mir eine schöne Karte mit einem uralten Baum geschickt, die ihr bestimmt gefallen hätte. Auch von den Eltern meiner Freundinnen kamen sehr mitfühlende Briefe. Und das hatte mir wieder gezeigt, wie wichtig Freundinnen sind, und ich war traurig darüber, dass Mam keine echte Freundin gehabt hatte. Obwohl alle sie mochten, war sie sich selbst immer genug gewesen. Auch so ein Umstand, der mich wahnsinnig gemacht hatte. Wie konnte irgendein Mensch auf der Welt ohne Freunde überhaupt existieren?

Ein Fotoalbum! Ich setzte mich an den Tisch, wo ich langsam die erste Seite aufschlug. Es knisterte, zwischen dem schwarzen Karton war dünnes Pergamentpapier. Ich betrachtete die erste Seite.

Sie war leer.

Im ersten Moment war ich enttäuscht, doch dann sah ich genauer hin und entdeckte, dass sie nicht immer leer gewesen war. Hier hatte einmal ein Bild geklebt, das man herausgerissen hatte. Ich strich über die Stellen, an denen sich noch silbrige Spuren von Kleber befanden. Er fühlte sich seltsam höckerig unter meinen Fingerkuppen an und es gab kleine Löcher in der Pappe, von denen sich schwarze Fetzen lösten. Die Seite war also nicht wirklich leer, sondern verwundet, beraubt. Ich blätterte zur nächsten Seite, zur nächsten und nächsten, immer schneller und immer wütender. Was sollte das denn?

Da endlich, auf der letzten Seite, klebte ein Bild.

Ich betrachtete das Bild so lange, dass ich fast die weiße Schrift übersehen hätte, die darunter stand, Druckbuchstaben, die teilweise ineinander übergangen. Ich musste mich dicht über das Album beugen, um sie lesen zu können.

*Wenn du wissen willst, wer die Mörder deiner Mutter sind, dann meldest du dich an. Am besten heute noch.*

[...]



## 4. Kapitel Sechs Wochen zuvor



**D**as Päckchen mit dem Fo-

toalbum war wie die Erlösung aus der verzweifelten Finsternis nach Mams Unfall, aber das wurde mir nicht sofort klar. Immer wieder starrte ich das Foto auf der letzten Seite des Albums an und fühlte zunächst nichts. Ich wusste, ich sollte empört sein, ich sollte mich aufregen, aber ich war wie abgeschnitten von mir selbst.

Meine Hände strichen über das Kindergesicht auf dem Foto und versuchten zu verstehen. *Die Mörder* meiner Mutter? Die Mörder, auch noch im Plural? Was sollte das?

Unsinn, Mam hatte auf dem Weg nach Hause die Kontrolle über ihren Wagen verloren und war in den See gestürzt. Die Polizei hatte keinen Beweis dafür, dass der Unfall getürkt war, und sie hatten auch keine Manipulation am Unfallauto feststellen können.

*Die Mörder ... ?* Was für ein Schwachsinn! Warum nicht gleich die CIA, die Mams Unfall nur vorgetäuscht und ihr eine neue Identität verpasst hatte, weil sie in der Klinik Zeugin von brandheißen terroristischen Verschwörungen geworden war? Oder Aliens, die sie entführt hatten?

Sie hatte mit mir nur wenig über ihre Kindheit gesprochen, aber ich hatte sie auch selten danach gefragt. Ich wollte lieber, dass sie mir Abenteuer von Prinzessinnen erzählte oder von meinem Vater Philippe, dem Helden. Davon konnte ich nie genug bekommen. Die Geschichten von Mamas Großmutter Anna-Maria, bei der meine Mutter aufgewachsen und die vor dem Krieg Bäuerin auf dem Lambert-Hof gewesen war, hatte ich dagegen langweilig gefunden.

Plötzlich sah ich Mams abgearbeitete, vernarbte Hände vor mir und mir wurde wieder klar, was für ein selbstsüchtiges Monstrum ich gewesen war. Wie wenig ich von ihr gewusst hatte, und schlimmer noch, wie wenig ich über sie hatte wissen wollen.

Ich sah mir das Bild genauer an, die altmodische Kleidung des Kindes, die gut aus den Sechzigern stammen konnte, als meine Mam klein gewesen war. Ich spürte den rundlichen Gesichtszügen nach, verlor mich in den Proportionen und vor allem in den Augen und war mir mit einmal sicher: Das Kind auf dem Bild war tatsächlich meine Mutter. Diese Einsicht durchfuhr mich wie ein Blitz, der in eine dicke Eisschicht einschlägt. Mir wurde schlagartig heiß, meine Kehle verengte sich und dann strömten Tränen durch meine Adern, brachten meine Schultern zum Beben, während hässliche, wie erstickte Laute ihren Weg durch meinen Mund erzwingen.

Zum ersten Mal seit Mams schrecklichem Unfall musste ich, konnte ich, durfte ich um sie weinen. Ihr Leben war vorbei und alles, was ich von ihr wusste, war, dass sie

mich geliebt, behütet und beschützt hatte. Für sie hatte ich mich nie interessiert. Und jetzt war es zu spät.

Nachdem ich die ganze Nacht weinend neben dem Fotoalbum verbracht hatte, fühlte ich mich wieder wie ein Mensch. Auch das zum ersten Mal seit dem Unfall. Es war zwar schmerzhaft, doch alles war besser als diese schwarze Starre. Ich wusste noch nicht, was ich mit dem Album machen sollte, und auch mit dem Zusatz, dass ich mich anmelden sollte, konnte ich nichts anfangen. Aber so seltsam und geschmacklos das Päckchen auch war, es hatte etwas in mir aufgebrochen und das war ein Fortschritt gegenüber den letzten Wochen.

Ich beschloss, zu duschen und dann endlich etwas zu essen. Vorher räumte ich die Küche auf und warf das Packpapier in den Müll. Dabei flatterte ein Prospekt heraus. Zuerst warf ich ihn gedankenlos zum Altpapier, weil ich dachte, es wäre Füllmaterial, aber dann wurde mir klar, dass nichts an diesem Päckchen Zufall war, und ich bückte mich, um ihn genauer anzuschauen. Es war ein Hochglanzprospekt der *Transnational Youth Foundation*.

Davon hatte ich noch nie gehört. Ich sah im Internet nach und stieß auf mehrere Tausend Treffer, bei dem obersten handelte es sich um die Homepage der Stiftung. Offenbar ging es um eine Art subventioniertes Jugendprogramm, das sich die Völkerverständigung auf die Fahnen geschrieben hatte und das ziemlich prominente Fürsprecher zu haben schien. Die erste Seite wurde von einem Grußwort des Bundeskanzleramts eingeleitet. Was zur Hölle hatte das mit dem Tod meiner Mutter zu tun?



Gereizt las ich weiter, immer auf der Suche nach Hinweisen auf meine Mutter, aber selbst nachdem ich alles dreimal durchgearbeitet hatte, hatte ich nicht die leiseste Ahnung, was das mit uns zu tun haben könnte.

Offenbar veranstaltete die *Transnational Youth Foundation*, kurz TYF, Camps für Jugendliche aus aller Welt zwischen sechzehn und achtzehn Jahren. Es wurde behauptet, dass alle, die bei dem *Transnational Youth Award* mitmachten, in jeder Hinsicht profitieren. Man lernte Menschen kennen, die man sonst nie getroffen hätte, musste sich in Fremdsprachen üben und ging an seine Grenzen. Das hätte meiner Mutter zwar für mich gefallen, aber wie sollte das mit ihrem Tod zusammenhängen?

Man konnte sich in Deutschland für vier verschiedene Camps bewerben, die in Berlin, Hamburg, Nordrhein-Westfalen und Bayern stattfanden. Dort erfolgte dann die eigentliche Qualifizierung. Nur die besten Teilnehmer aus Deutschland schafften es nach Australien in das internationale Camp. Die Kosten übernahmen verschiedene Stellen, Sponsoren aus der Wirtschaft, die Bundesregierung sowie Wohltätigkeitsorganisationen.

Ich klickte mich durch alle Unterpunkte, fand Organigramme, dann Abläufe der Camps und außerdem Informationen zu den Betreuern, ausgebildete Psychologen und Pädagogen, die meisten mit Dokortitel. Maxime Fabré, Michael M. Becker, Janis Smith, Thabo Malewi, Nicoletta Bruns, Roswitha Müller. Und am Ende jeder Seite befanden sich Anmeldeformulare. Auch bei Facebook gab es eine Seite, hier fanden sich auch noch Verlinkungen zu

UNICEF. Außerdem zahlreiche Kommentare von Teilnehmern, die sich in der Mehrzahl positiv über ihre Erfahrungen mit den Camps äußerten. Was sollte diese elitär wirkende Organisation mit meiner Mutter zu tun haben?

Ich ging duschen, danach aß ich drei Blaubeermuffins und mir wurde zum ersten Mal seit dem Unfall nicht schlecht vom Essen. Dabei dachte ich darüber nach, ob ich mit jemandem über dieses Päckchen reden sollte, mit Lisa oder Dr. Grünbein, aber es klang einfach zu absurd. Sie würden sich nur um meinen Geisteszustand sorgen.

Nachdem ich die Muffins gegessen hatte, setzte ich mich wieder an den Computer. Mir war noch ein anderer Verdacht gekommen. Dieses *Transnational Camp* klang so verdächtig glatt, geradezu klinisch. Vielleicht war das eine neue Methode von Scientology oder einer anderen Sekte, neue Mitglieder zu generieren: sich an trauernde Kids ranzumachen. Ich durchforstete noch einmal das Netz, ging allen Querverweisen, Stimmen und Quellen nach, aber so gründlich ich auch suchte, das Ganze schien tatsächlich einen seriösen Eindruck zu machen. Während ich recherchierte, kam eine Mail an meine Webadresse, die eigentlich nur meine Freunde kannten.

Aber dieser Absender war kein Freund von mir. Es war die *Transnational Youth Foundation* und in der Betreffzeile stand »Zögere nicht, das Camp erwartet dich!«.

Ich klickte die Mail an und fand zwei Anhänge. Einen Anmeldebogen und eine Datei mit dem Namen *Bergmann 1969*.

Es war ein Foto.



Ein Foto, von einer Puppe, die mir sehr bekannt vorkam. Sie war mit Leukoplaststreifen geflickt und ihre Haare waren abgeschnitten. Mein Leben lang saß sie schon auf ihrem Platz auf dem Kleiderschrank meiner Mutter. Aber hier auf dem Foto lag die Puppe mit dem Kopf auf dem Rand eines Beckens oder Brunnens, als ob man sie ertränken wollte.

Ich lief in Mams Kammer, um das Foto vorsichtshalber noch einmal mit der Puppe zu vergleichen, aber sie war nicht mehr da.

Ich suchte die ganze Wohnung nach ihr ab.

Ergebnislos. Ich fragte nach, ob Mam die Puppe vielleicht für ein krankes Kind mit ins Krankenhaus genommen hatte. Fehlanzeige.

Die Puppe war und blieb spurlos verschwunden.